Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 6

Artikel: Der Knecht
Autor: Konrad, F.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635587

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dunkle Schmerzensschönheit Doias, der für ihn ewig Verlorenen, drängen. Das litt sein Herz nicht, sein Herz, das sie mit einem Strahlenkranz schmückte, wie ihn die Märtyrinnen tragen.

Sonst aber hatte die freundschaftliche Anregung Zeuslers seinen Beifall. Um sich Genesung zu schaffen, ging er als Wintergast in ein anderes schwarzwäldisches Forsthaus, ein Halbfremder. Dort in der tiefen Einsamkeit, in der Stille der Nächte schrieb er seine „Doia-Lieder".

Im Schmerz um die Geliebte stiegen ihm die Gedichte aus der Tiefe der Seele; in wunderbar erhöhten Stunden war ihm, als schwebe ihr Geist grüßend und lächelnd durch die Kammer, war ihm, als erlebe er eine von allen Schlacken der Unvollkommenheit und des Unglückes befreite Liebe mit ihr. Und sonderbar! Aus den sich sänftigenden Schmerzen stiegen die Frühlings- und Liederlerchen einer freudigen Lebensbejahung.

„Ihre Gedichte sind herrlich", schrieb ihm Pater Placidus. „Sie haben die Quellen springen lassen, die kein Glücklicher kennt!" Und Heinrich genas dem Leben. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Die Zeit eilt, teilt und heilt!" Der Spruch steht auf einer alten Schwarzwälderuhr. Landsiedel erfuhr die Wahrheit. —

Das deutsche Schrifttum ist gesättigt mit Gedichten. Selbst ein vortreffliches neues Bändchen erregt nur die Teilnahme eines kleinen Kreises von Menschen. So ging es seinen „Doia-Liedern". Im stillen aber wurden doch einige feine Köpfe auf den Lyriker aufmerksam, der in den Bergen ein wundersames Liebesabenteuer erlebt haben mußte und dafür die unmittelbaren Strophen des Herzens fand.

Als er seine Studien beendigt und den Doktortitel erworben hatte, wurde er durch die Handreichung der stillen Freunde seiner Lieder Lehrer am Königlichen Katharinenstift in Stuttgart, in dem die weibliche Jugend Schwabens ein- und ausfliegt, ein prächtiger Mädchenschwarm von Blond und Braun, von lachenden Augen und gesunden Seelen.

Zuerst war er Lehrer des Italienischen; die Sehnsucht zog ihn aber stets stärker in die blühenden Gärten der Muttersprache hinüber. Als der alte Professor der deutschen Literatur sich in den wohlverdienten Feierabend zurückzog, wurde er als dessen Nachfolger in das schöne Amt eines Auslegers deutscher Dichtung berufen, ein Amt, in dem er daheim war wie der Vogel im Grünen. Selbst diejenigen, die seiner Ernennung widerstrebt hatten, weil er ihnen noch nicht reif genug für den Posten eines Turmwartes der Sprache und Poesie erschienen war, gaben nach einiger Zeit zu: „Es ist wieder einmal Frühling im alten Stift!" Und ob er nun einer jüngeren Klasse das unvergängliche Helden- und Liebeslied von Siegfried und Krimhilde darlegte oder eine höhere auf den Spuren des jungen Goethe wandeln ließ, besaß er selber das Gefühl: Es ist Frühling! Er hatte es noch mehr, wenn er seine Schülerinnen hinaus an den Neckar und nach Marbach führte, auf der Höhe oberhalb des Dorfes Waldschule hielt und im Angesicht der schwäbischen Heimat vom Werdegang Friedrich Schillers sprach.

Schluß folgt.

Der Knecht

Von F. W. Konrad

Er gehörte zum Anwesen wie der Dachfirst. Denn seit zwanzig Jahren diente er hier ohne Unterbrechung. Und genau vor zwanzig Jahren hatte auch ein neuer Dachfirst hermüssen, weil der alte allzu unansehnlich und lotterig geworden war. So hatte es der alte Dick gewollt, dem der Hof gehört. Jetzt freilich hatte er längst das Zeitliche gesegnet und lag draußen im Friedhofswinkel, gerade dort, wo der Buchsbaumhag plötzlich auf einen halben Meter Breite zu halber Baumhöhe emporgewachsen war. Ein gutes Herz hatte er gehabt, der alte Dick. Noch sprachen die Nachbarn fast täglich von ihm, und weitumher im Umkreise von acht Gemeinden war da und dort einer, der ihn zu rühmen wußte. Und fast aus Gutherzigkeit nur hatte er seinerzeit den Gottlieb, sein Patenkind, als Knechtlein zu sich auf den nicht eben großen, aber auch nicht grad mageren Hof genommen. Denn viel erschaffen tat der Gottlieb nicht. Heißen zur Arbeit mußte man ihn im Tage mehr als zweimal. Hingegen was man faul nennt, das war er auch nicht eigentlich. Er meinte es treu und gut, und das war wohl schon etwas wert. Wenigstens galt es, so lange der alte Dick lebte.

Aber wie der seine redlichen, braunen Augen geschlossen hatte, kam ein neuer Geist auf den Hof. Der war noch nicht ausgegoren, versprach wohl einen guten Wein, schmeckte aber noch grausam bitter. Hansdavid, der ledige Schwestersohn des Dick, hatte das Glück gehabt, den ausgezahlten Hof erben zu können. Ein Ungattliger war der Hansdavid nicht. Aber in vielen Sachen halt hatte er seinen eigenen Kopf.

Da geschah es eines schönen Sonntag nachmittags, daß der Gottlieb oben im Gaden ein reines, weißes Hemd anzog, wobei er über die hartgestärkte Brust und die zugefrorenen Knopflöcher fluchte. Dann schlüpfte er in die tüchtigen, braunen Sonntagshosen, an denen man mit dem besten Auge keinen Flecken erkennen konnte, so sauber hatte sie ihm Eisi, die Jungfer des Hansdavid, geputzt. Aus dem Schranke nahm er die neuen Hosenträger, die er kürzlich beim Trödler in der Stadt für vierzig Batzen erstanden. Unter die Weste und über den Hals schob er eine funkelnd neue Krawatte. Für die hatte er mehr zahlen müssen als für die Hosenträger. Also prächtig ausgerüstet und ausstaffiert trampelte der Gottlieb auf seinen glänzigen Sonntagsschuhen die kurze, steile Treppe hinunter und bewegte sich mit jener Eleganz, wie sie Bauernknechten an Sonntagen eigen ist, gegen den Schopf, aus dem er ein reichlich geöltes und rund aufgepumptes Velo herausholte; denn das sollte heute sein Reitpferd sein.

„Willst fort?" fragte das Eisi aus der Türe und ließ seinen Blick mit einem leisen Bewundern über den sonntäglichen Staat und das treuherzige Gesicht des Knechtleins gleiten.

„Denk!" machte das etwas mürrisch, anfahrend und aufsitzend. Zurückschauen tat der Gottlieb nicht. Aber Eisi hob gleichwohl ganz sachte den Fürtuchzipfel und winkte dem Wegfahrenden ein verstohlenes Grüßlein nach.

Im Kirchdorfe, drei Stunden vom Hofe des Hansdavid, war Tanz. Das hatte drum dem Gottlieb in die Nase gestochen. Denn dort kannte er ein Meitli, dem war er heimlich gar gewogen. Es hieß Lisebethli, war bei einem großen Bauern in Stellung. Und das war richtig auch auf dem Tanzboden, war schön angezogen und machte ein gar freundliches, hübsches Gesicht.

„Fährst einen mit?" fragte Gottlieb, als er Lisebethlis ansichtig wurde.

„Schon!" nickte das zustimmend und nestelte an der neuen, silbernen Brosche, die unter dem weißen Hälslein das weiße Kleid zusammenhielt. Wie der Gottlieb einen Augenblick nebenaus sah, erhielt er von dem Meitli heimlich einen schelmischen, verschämten Augenaufschlag. Der ging wie ein weißroter Schein über das Angesicht des Knechtes, daß er sich unwillkürlich und beglückt umsah nach dem Herkommen des leisen Strahles von innerem Licht.

Bei einem Glase Wein taute der Gottlieb auf und fing an zu plaudern. Und Lisebethli hörte ihm zu. Aber dazwischenreden tat es nicht. Und einmal sagte ihm der Gottlieb, es sei ein herziges Meiteli. Das hörte das Lisebethli gar nicht ungern. Warum auch? Wenn man just achtzehnjährig geworden ist und hat kein unleides Gesichtlein und ein Herz voll ungestillter Sehnsucht. So ein achtzehnjähriges Meitli gleicht einem Apfelbäumchen, wenn es lenzt und die Blüten eben aufgehen. Was weiß so ein halberblühtes Apfelbäumchen von dem früchteschweren Herbst? — Und das Lisebethli trank auch von dem roten Burgunder.

Ehe man es sich versehen hatte, war es Abend geworden. Glühendes Rot lag auf den Alpen. Von den Weiden kam ein leiser Herdenglockenton herüber. Es war Zeit, daß man in der Wirtsstube einen Augenblick die Fenster öffnete. Denn der Qualm aus Stumpen und Pfeifen hatte sich zu dichten Schwaden gesammelt.

Gottlieb hätte heim sollen. Aber heute dachte er nicht streng daran. Im Dämmer seines Oberstübchens rief einer halblaut: „Heute kann der Hansdavid wohl einmal selber im Stall sein!" Daß das ein kleines Teufelchen gerufen, daran dachte der Gottlieb nicht. Im Gegenteil, denn das leise Rufen hatte so einen süßen Beigeschmack; etwa wie wenn eine ferne Glocke läutet und man steht dicht neben einem Rosenstöcklein. So blieben sie eben. Denn das Lisebethli hatte den ganzen Tag frei.

Um halb ein Uhr gingen sie fort. Der Gottlieb dachte nicht mehr an sein Velo. Das stand drunten im Kellergang, ungestohlen und ohne Heimweh.

Sie gingen, ohne es abzumachen, gegen das Haus, wo Lisebethli diente. Manchmal standen sie still und küßten sich wortlos.

Wie sie nahe beim Hause waren, fing Lisebethli merklich an zu zittern, als hätte es ein heimlich Fieber. Aber der Gottlieb spürte es nicht, trotzdem er dicht neben ihm schritt.

Der zunehmende Mond ließ ein leises, silberiges Licht in das Tal rieseln. Zuweilen schoß ein Stern herab.

„Das bedeutet Glück", meinte Lisebethli und lächelte. Aber der Gottlieb hörte es kaum. Ihm war eigen zu Mut.

Am Morgen wanderte Gottlieb heim.

Eben ging die Sonne auf, als er daheim ankam. Eine Amsel schlug im Busche neben dem Weg. Die Kirschbäume blühten. Zwei Katzen sprangen über die Matte.

Der Knecht ging gleich in den Stall, den Morgendienst zu verrichten. Der Hansdavid war längst da. Aber er sagte nichts. Nur so einen Blick gab er dem Gottlieb, daß der wußte, daß er ungut gehandelt, so spät heimzukommen. Eisi sagte auch nichts. Aber als es dem Gottlieb das Morgenessen herrichtete, zerschlug es aus Versehen eine Tasse. Das war das erste Geschirr, das Eisi in der Haushaltung des Hansdavid zerbrochen hatte.

Zwei Monate nach dem Tanz kam ein Brieflein von Lisebethli an den Gottlieb. Der machte, als er es gelesen hatte, vier Tage lang ein kurioses Gesicht. Sie merkten es, die andern. Aber sie wußten nicht, was es war. Es war auch besser so. Der Gottlieb wußte es.

Zwei Wochen darauf redete der Knecht mit seinem Meister. Vom Heiraten sprach er ihm. Er müsse, es pressiere zwar noch nicht, aber es wäre besser, gleich zu verkünden, bevor alle dummen Tratschleute ihre ellenlangen Mäuler vollgenommen hätten. Und ob er gleichwohl dableiben könne, das fragte er noch.

Potz tausend abeinander, da kam er schön an. Was er eigentlich denke, polterte der Hansdavid los. Das wäre ihm ein nettes Verhältnis das. Er hätte den Hof nicht genommen, um für seine Diensten eine Kinderstube einzurichten. Denn das sei an den Fingern abzuzählen, daß es nicht bei dem einen Kinde bleiben werde. So ein schüssiges Meitli, dem es nach einem vertanzten Tage nicht darauf ankomme, mit irgend einem hergelaufenen Knechtlein die Nacht zu verliederlichen, dem sei allweg in dieser Richtung nicht das beste zuzutrauen. Schließlich brächte ihm auch noch das Eisi einen Mann auf das Höflein, wo dann die gleiche Geschichte losgehen würde. Und am Ende wäre er, der Herr und Meister, noch gezwungen, in der Scheune zu schlafen vor lauter fremden Leuten.

„Wer eine Suppe einbrockt, soll sie auch ausessen!"

Damit ließ er den Gottlieb wie einen Oelgötzen mitten in der Stube stehen und ging hinaus.

Der schlich schließlich mit einem unterdrückten Fluche zwischen den Zähnen hinaus, gegen den Holzschopf zu, wo er mit der Axt ein gewaltiges Tütschi auseinanderschlug. Dann spaltete er die Scheiter klein und legte das Beil hierauf weg. Sichtlich erleichtert lehnte er an die aufgeschichteten Spälten und überlegte.

Vier Tage lang sagten sich der Meister und sein Knecht rein gar nichts, kein Sterbenswörtlein gönnten sie sich. Zwischen den Schweigsamen schwieg Eisi.

Derweilen aber war es dem Hansdavid plötzlich eingefallen, das Eisi näher zu betrachten. Das hatte er bis zur Stunde noch nie getan. Nur so wie einen Schatten hatte er es bisher durch die Küche geistern sehen. Das Eisi machte einen guten Kaffee, das war richtig. Und das Hauswesen war in mustergültiger Ordnung. Die Schweine machten sich punkto Mast, und viel Geld verlangte Eisi nicht für seine Einkäufe. Der Hansdavid war mit seiner Jungfer zufrieden. Ei ja, zufriedener als mit dem Knecht. Das Eisi machte auch keine dummen Streiche. Nun sah aber der Hansdavid plötzlich, daß es auch hübsch war, das Eisi. Das war für den Bauern ein Erlebnis. Er verdaute lange daran. Er traute sich kaum mehr, seine Jungfer anzuschauen. Zu dumm! dachte er verstohlenerweis, da hat man ein ordentliches Höflein, hat neun Kühe im Stall und einen blanken Batzen auf der Kasse. Und weit im Umkreise gucken die Meitli mit leckeren Gesichtlein nach dem häbigen Bauern auf dem ausgezahlten Hofe. Von allen Högern herab winken sie ihm, auf den Tanzboden darf er schon gar nicht mehr gehen, denn gefressen würde er vor Liebe. Aber das alles ficht ihn nicht im geringsten an, und er verliebt sich derweil plötzlich in seine Jungfer. So dachte der Hansdavid. Aber ein verdrossenes Gesicht machte er dazu. Wenn er heimlich glücklich war, machte er stets ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter.

„Und punktum!" sagte der Meister plötzlich beim Abendessen. Die anderen schauten verdutzt auf. Aber er tat nichts dergleichen, stand auf und zündete einen Stumpen an.

An diesem Abend hielt der Hansdavid um die Hand Eisis an. „Recht amerikanisch" sei es zugegangen, sagten die Nachbarn, schnell, Knall auf Fall habe da versprochen werden müssen. Als ob sie dabei gewesen wären, taten sie, die Laffen. Mit dem jungen Glück des Bauern kam ein eigen Leuchten ins Haus, malte einen rosa Schein auf alle Wände und ein leises goldenes Glänzen zuoberst aufs Dach.

Und es kam ein Tag, wo der Bauer seinem Knecht mitteilte, er dürfe sein Lisebethli heimführen und dann dableiben. Platz hätten sie allweg schon. Und er hätte sich wohl erkundigt: das Lisebethli scheine ein anstelliges, freundliches Meitli zu sein. Die Hand reichte der Hansdavid seinem Knechte und sagte: „Glückauf!" Daß das Eisi hinter dem Handel und der Gesinnungsänderung sei, das sagte er nicht.

Just zu Weihnachten bekamen sie einen Buben, der Gottlieb und das Lisebethli. Alles ging gut vorüber, und der Hansdavid wurde des kleinen David Gottliebs Pate.

Als es lenzte und die Amseln sangen, krähte ein rosiges Menschenkindlein erste, lallende, unverständliche, süße Laute in den Wind. Ueber sein Wägelchen lehnte mit glückseligem Lächeln eine junge blonde Frau. In der Küche hielten zwei einen Augenblick die Hände ineinander, dann gingen sie, zu werken. In der Scheune aber hantierte Gottlieb, der Knecht, und das Summen, das von seinen Lippen floß, kam tief aus dem Herzen. Denn des Bauern Knecht war des Glückes Meister geworden.

* * *

Der Dieb

Ibrahim Hassan ging eines Tages in seiner Heimatstadt Bagdad in einem Park spazieren. Er hatte die Stätte seiner Kindheit wieder besucht und feierte Erinnerungen an die Tage der Jugend. Zufrieden und voller Wohlbehagen setzte er sich auf eine Bank und freute sich des goldenen Sonnentages. Er war unscheinbar und bescheiden gekleidet, wie es seine Gewohnheit war, denn er liebte trotz seines großen Reichtums den Luxus und die Pracht der Kleider nicht.

Wie er so geruhsam dasaß, stürzte ein Greis wie gehetzt zu der Bank und warf sich atemlos darauf. Dann stöhnte er auf und sagte in abgerissenen Sätzen: